

Ebenso.

„Susan Harper, warst du es?“

Wieder eine Verneinung. Das nächste Mädchen war Becky Thatcher. Tom zitterte jetzt vor Aufregung von Kopf bis Fuß. Die Situation war hoffnungslos!

„Rebecca Thatcher?“

Tom sah, dass ihr Gesicht vor Angst schneeweiß war.

„Rebecca Thatcher, hast du – hast du ...?“

Becky hob bereits flehend die Hände.

„... dieses Buch zerrissen?“

Wie ein Blitz schoss die Idee durch Toms Kopf. Er sprang auf und rief: „Ich war’s!“

Die ganze Klasse starrte bestürzt auf diesen Verrückten. Tom musste erst seine Kräfte sammeln, dann ging er zum Lehrerpult und seiner Strafe entgegen. Doch die Überraschung, die Dankbarkeit und die Bewunderung, die ihm aus Beckys Augen entgegenglänzten, hätten ihn auch für hundert Prügelstrafen entschädigt. Begeistert vom Glanz seiner Tat empfing er ohne einen einzigen Schmerzenslaut eine Tracht Prügel, wie sie Mr Dobbins noch niemals verabreicht hatte. Selbst die zusätzliche Grausamkeit eines zweistündigen Nachsitzens nahm er gleichgültig hin. Schließlich wusste er, wer vor der Schule auf ihn warten würde, bis seine Gefangenschaft vorüber wäre.

Als er an diesem Abend einschlief, hatte er noch immer Beckys Worte im Ohr: „Das war sehr edelmütig von dir, Tom.“



16. KAPITEL: DAS SCHLECHTE GEWISSEN

MELDET SICH

Zu Toms Erstaunen waren die Sommerferien, die er so sehr herbeigesehnt hatte, nicht immer leicht zu ertragen. Er wusste manchmal gar nichts mit sich anzufangen. Ein paar umherziehende Artisten kamen ins Städtchen, ein paar Feiern wurden veranstaltet, aber all das ließ die anderen Tage nur noch länger und ereignisloser erscheinen.

Das Schlimmste aber war, dass Becky Thatcher verreist war. Außerdem musste Tom jetzt immer häufiger an das schreckliche Geheimnis um den Mord an dem jungen Arzt denken. Als er zu allem Überfluss auch noch die Masern bekam, erschienen ihm die Ferien vollends verdorben.

Doch wenige Wochen später – Tom war inzwischen wieder gesund – wurde St. Petersburg aus seiner Schläfrigkeit gerissen: Der Mordfall wurde nämlich endlich vor Gericht verhandelt!

Jedes Mal, wenn von dem Mord die Rede war, erschauerte Tom bis ins Mark. Er konnte sich zwar nicht recht denken, warum jemand ausgerechnet ihn verdächtigen sollte, etwas über den Mord zu wissen, aber sein schlechtes Gewissen versetzte ihn immer wieder in große Angst.

Vielleicht würde es ihn erleichtern, zumindest kurz über das furchterregende Thema zu reden? Also verabredete er sich eines Tages an einem abgelegenen Ort mit seinem Mitwisser Huckleberry Finn. Vor allem wollte er sich vergewissern, ob auch Huck den Mund gehalten hatte.

„Huck, hast du irgendjemandem etwas über die Sache erzählt?“

„Natürlich habe ich nichts verraten!“

„Nicht ein Sterbenswörtchen?“

„Nein, das schwöre ich! Warum fragst du überhaupt?“

„Mir war halt ein bisschen bange.“

Unter feierlichen Beschwörungen erneuerten sie ihren Eid. Dann sagte Huckleberry: „Wir hätten keine zwei Tage mehr zu leben, wenn wir verraten würden, was wir gesehen haben. Aber wenn sie doch bloß nicht alle behaupten würden, dass es Muff Potter war. Am liebsten würde ich mich irgendwo verkriechen.“

„Das geht mir genauso. Ich fürchte, Muff ist nicht mehr zu retten. Tut er dir auch so wahnsinnig leid?“

„Und wie! Er mag ja faul sein und gern einen trinken, aber er hat sicher nie jemandem etwas zuleide getan. Er hat mir sogar mal einen halben Fisch geschenkt, als wir beide hungrig waren und sonst nichts zu essen hatten. Und oft hat er mir beigestanden, wenn ich Pech hatte.“

„Und mir hat er immer meine Drachen und meine Angeln geflickt. Ich wünschte, wir könnten ihn irgendwie befreien!“

„Ich wüsste nicht, wie. Und es würde auch nichts helfen. Sie würden ihn nur wieder einfangen.“

„Du hast ja recht. Aber es ist einfach schrecklich, wie sie alle über ihn reden, wo er's doch gar nicht getan hat.“

„Mir geht's genauso, Tom. Sie behaupten sogar, er sähe genau wie ein Mörder aus.“

„Das habe ich schon gehört. Und sie sagen auch, dass sie ihn lynchen wollen, wenn er jemals wieder freikommt.“

So unterhielten sie sich noch eine Weile, ohne dass sie einander wirklich trösten oder beruhigen konnten. Sie drückten sich lange Zeit in der Nähe des kleinen Gefängnisses

herum, doch ihre unbestimmte Hoffnung, es könnte irgendetwas geschehen, was Muff Potter doch noch rettete, wurde enttäuscht.

An diesem Abend fühlte sich Tom ganz elend. Schreckliche Träume verfolgten ihn im Schlaf. Die folgenden beiden Tage trieb er sich stets in der Nähe des Gerichtssaals herum. Es war, als ob ihn ein unwiderstehlicher Drang dort hineinzöge. Huckleberry erging es nicht anders. Dennoch versuchten es beide nach Kräften zu vermeiden, dass sie einander begegneten.

Am Ende des zweiten Prozesstages hieß es, dass Indianer-Joes Aussage so unerschütterlich sei, dass nichts mehr Muff Potter retten könne. Das Urteil der Geschworenen stehe bereits so gut wie fest. An diesem Abend war Tom noch lange unterwegs. Er kam spät nach Hause, sodass er heimlich durch sein Schlafzimmerfenster steigen musste, damit Tante Polly nichts von seinem Ausflug bemerkte. Er war so aufgeregt wie noch nie zuvor in seinem Leben und es dauerte lange, bis er endlich einschlief.

Am nächsten Morgen strömte die ganze Stadt zum Gerichtssaal. Der große Tag der Urteilsverkündung war gekommen. Männer und Frauen drängten sich in den Zuschauerraum. Endlich betraten auch die Geschworenen den Saal und nahmen ihre Plätze ein.

Kurze Zeit später wurde Muff Potter, der Angeklagte, in Ketten hereingeführt. Er sah bleich und verängstigt aus. Nun saß er auf seiner Bank und war den neugierigen Blicken schutzlos ausgeliefert.

Dann erschien der Richter und erklärte die Verhandlung für eröffnet. Die Anwälte flüsterten und raschelten

mit ihren Papieren. Die Spannung stieg ins Unermessliche. Schließlich rief der Staatsanwalt einen Zeugen nach dem anderen auf. Jedes Mal, wenn er mit der Befragung fertig war, sagte er: „Ihr Zeuge, Herr Verteidiger!“

Und jedes Mal sagte Muff Potters Verteidiger: „Keine weiteren Fragen.“



Unzufriedenheit machte sich breit. Wollte dieser Anwalt denn gar nichts für seinen Mandanten unternehmen? Die Zuschauer flüsterten und tuschelten aufgeregt, bis der vorsitzende Richter sie energisch zur Ordnung rief. Dann hielt der Staatsanwalt sein Schlussplädoyer, in dem er den Angeklagten des Mordes beschuldigte und seine Hinrichtung forderte.

Der arme Potter stöhnte auf und verbarg sein Gesicht in den Händen. Tiefes Schweigen herrschte im Gerichtssaal. Viele waren sehr bewegt und manchem standen vor Mitleid die Tränen in den Augen.

Nun erhob sich der Verteidiger und wandte sich an den vorsitzenden Richter: „Euer Ehren! Zu Beginn dieser Verhandlung habe ich darauf hingewiesen, dass der Angeklagte die schreckliche Tat unter Alkoholeinfluss begangen haben könnte und deshalb möglicherweise unzurechnungsfähig war. Davon nehme ich jetzt Abstand.“ Und zum Gerichtsdienner gewandt fuhr er fort: „Führen Sie Tom Sawyer vor!“

Verblüffung zeigte sich auf allen Gesichtern. Selbst Muff Potter schien überrascht. Alle Blicke ruhten mit gespannter Erwartung auf Tom, als dieser auf der Zeugenbank Platz nahm und vereidigt wurde. Er sah sehr verängstigt aus.

Dann stellte Muff Potters Verteidiger seine Fragen: „Thomas Sawyer, wo warst du am 17. Juni um Mitternacht?“

Tom blickte auf Indianer-Joes versteinertes Gesicht. Seine Zunge versagte ihm den Dienst. Es dauerte einige Augenblicke, bis er genug Kraft gesammelt hatte, um zu antworten.

„Auf dem Friedhof“, flüsterte Tom heiser.

„Etwas lauter, bitte. Nur keine Angst. Du warst wo?“

„Auf dem Friedhof!“

Ein geringschätziges Lächeln huschte über Indianer-Joes Gesicht.

„Warst du irgendwo in der Nähe von Horse Williams' Grab?“

„Jawohl, Sir!“

„Ein bisschen lauter, bitte. Wie nahe beim Grab warst du?“

„Ich war vom Grab nicht weiter entfernt als jetzt von Ihnen.“

„Hattest du dich versteckt?“

„Ja, hinter den Ulmen, die direkt neben dem Grab stehen.“

Jetzt schrak Indianer-Joe kaum merklich zusammen.

„War jemand bei dir?“

„Jawohl, Sir. Und zwar ...“

„Lass nur, du brauchst den Namen jetzt nicht zu erwähnen. Hattest du etwas bei dir?“

Tom zögerte verwirrt.

„Sag's ruhig, mein Junge. Nur keine Scheu. Die Wahrheit ist immer ehrenhaft. Was hattest du bei dir?“

„Eine tote Katze.“

Lachen kam auf, doch der vorsitzende Richter mahnte sofort streng zur Ruhe. Schließlich konnte Muff Potters Verteidiger mit seiner Befragung fortfahren.

„Wir werden das Skelett dieser Katze finden. Nun, mein Junge, erzähl weiter auf deine ganz eigene Weise und lass nichts aus.“

Tom berichtete, anfangs etwas zögernd, mit der Zeit aber immer flüssiger. Es war mucksmäuschenstill im Saal. Nur Toms Stimme war zu hören. Alle Augen waren auf ihn gerichtet.

Die Spannung erreichte ihren Höhepunkt, als der Junge sagte: „Und als der Doktor mit dem Brett zuschlug und Muff Potter zu Boden stürzte, da ergriff Indianer-Joe das Messer und ...“

Rums! Indianer-Joe hatte genug gehört! Blitzschnell war er beim Fenster, stieß jeden, der sich ihm entgegenstellte, zur Seite und war im nächsten Moment verschwunden.

Wieder einmal war Tom der strahlende Held, verwöhnt und gelobt von den Alten und zugleich glühend beneidet von den Jungen. In der Zeitung erschien in großen Buchstaben sein Name und es gab einige Leute, die behaupteten, Tom würde bestimmt irgendwann zum Präsidenten der Vereinigten Staaten gewählt werden – wenn er nicht vorher gehängt würde.

Tagsüber genoss Tom seinen Triumph, doch die Nächte waren für ihn voller Angst und Schrecken. Indianer-Joe spukte drohenden Blickes durch all seine Träume und keine zehn Pferde hätten Tom dazu gebracht, sich nachts draußen aufzuhalten.

Muff Potters Dankbarkeit bestätigte Tom in der Überzeugung, dass er richtig gehandelt hatte, und doch wünschte er sich jede Nacht sehnlichst, er hätte den Mund gehalten. Die Hälfte der Zeit fürchtete Tom, dass Indianer-Joe wohl niemals gefangen werden würde, und dann gab es wieder Stunden, in denen er geradezu hoffte, man möge den Flüchtling niemals erwischen, damit er ihm nie wieder gegenübertreten müsste.

Dem armen Huck erging es nicht anders. Nachdem Tom dem Anwalt, der Muff Potter vor Gericht verteidigt hatte, in der Nacht vor dem letzten Verhandlungstag die ganze Geschichte erzählt hatte, wurde Huckleberry von der Angst geplagt, es könne durchsickern, dass er es war, der Tom in jener Nacht begleitet hatte.

Es waren bereits hohe Belohnungen auf Indianer-Joes Kopf ausgesetzt und man hatte die ganze Gegend durchsucht, ohne eine Spur des Entflohenen zu entdecken.

So vergingen die Tage und mit der Zeit rückte Toms Furcht in immer weitere Ferne. Und bald hatte er sogar wieder Lust, Pläne zu schmieden und neue Abenteuer zu bestehen.

Irgendwann verspürt jeder richtige Junge einmal die brennende Sehnsucht, nach einem verborgenen Schatz zu graben. Tom machte da keine Ausnahme. Da er weder Joe Harper noch Ben Rogers finden konnte, zog er allein los. Er war jedoch noch nicht allzu weit gekommen, da traf er zufällig auf Huckleberry Finn. Huck war genau der Richtige für ein solches Unternehmen.

„Wo wollen wir denn graben?“, fragte er, nachdem er von Toms Plan gehört hatte.

„Och, das ist mir eigentlich egal.“

„Ja, ist denn überall etwas versteckt?“

„Nein, natürlich nicht! Nur an besonderen Stellen: auf einsamen Inseln, unter einem alten, abgestorbenen Baum oder unter den Dielenbrettern in einem Spukhaus.“

„Und wer versteckt Schätze?“

„Räuber natürlich! Was hast du denn gedacht? Der Pfarrer etwa?“

„Weiß ich doch nicht! Ich jedenfalls würde meinen Schatz nicht verstecken, wenn ich einen hätte. Ich würde alles ausgeben und mir damit ein gutes Leben machen.“

„Ich auch. Aber Räuber machen's halt anders. Die verstecken ihre Schätze und dann vergessen sie, wo der Schatz liegt, oder sie sterben, bevor sie zurückkommen können. Dann liegt der Schatz in seinem Versteck, bis irgendjemand viele Jahre später ein vergilbtes Blatt Papier findet, das den Weg zu dem verborgenen Schatz beschreibt. Normaler-

weise braucht derjenige, der so ein Papier findet, mindestens eine Woche, um es zu entziffern.“

„Hast du denn so ein Papier, Tom?“

„Nein.“

„Und wie willst du dann etwas finden?“

„Dafür brauche ich doch kein Papier. Ich habe dir doch schon gesagt, dass Schätze nur auf einsamen Inseln, in Spukhäusern oder unter abgestorbenen Bäumen liegen. Als wir auf der Insel waren, habe ich schon einmal ein bisschen gesucht – aber nicht sehr gründlich. Da könnten wir's noch mal probieren! Oder oben am Stillen Weg. Da ist doch ein Spukhaus und eine ganze Menge alter Bäume steht auch dort.“

„Sollen wir unter allen suchen?“

„Natürlich nicht, du Idiot! Wir graben einfach an allen Stellen, die in Frage kommen.“

„Aber das dauert den ganzen Sommer, Tom.“

„Na und? Stell dir mal vor, wir finden einen Topf mit hundert Dollar oder eine alte Truhe voller Diamanten. Wie wäre das?“

Hucks Augen glänzten. „Das wäre toll!“

Sie besorgten sich eine Hacke und eine Schaufel und machten sich auf den drei Meilen langen Weg zu dem Baum, den sie für ihre Grabungen ausgewählt hatten.

„Vergraben die Räuber ihre Schätze immer so tief?“, fragte Huck, nachdem sie eine halbe Stunde gebuddelt hatten.

„Manchmal schon, aber selten. Wahrscheinlich haben wir einfach die falsche Stelle erwischt.“

Sie versuchten es an noch zwei anderen Orten, aber nirgendwo stießen sie auf einen Schatz.